

Geld, Arbeit und Musse

Von Carol Schwyzer, © MoneyMuseum

«Chi non lavora non fa l'amore»: Der Hit, mit dem der italienische Sänger Adriano Celentano 1970 das Festival von San Remo gewann, klingt mir noch so lebendig in den Ohren, als hätte er eben erst gestern die Hitparaden gestürmt. Dass die Frau sich weigert, sich mit dem Mann der Liebe hinzugeben, wenn er nicht zuvor arbeitet und die Brötchen heimbringt, kann einerseits gehört werden als halb scherzhafte, halb ernste Mahnung der Ehefrau, die ja allenfalls ein paar «bambini» zu bekochen hat.

In einem tieferen Sinne aber führt der Wink mit dem Zaunpfahl hin zu spannenden Themen: Wie hängen Arbeit und Geld zusammen? Und in welchem Spannungsfeld steht die Zeit der Musse mit der Arbeit? Dass man in unserer Welt arbeiten muss, um Geld zu verdienen, und dass man Geld braucht, um anständig leben zu können, ist ein Gemeinplatz. Eine Selbstverständlichkeit, die dazu verleitet, die Gleichungen «Mehr Arbeit = mehr Geld» und «Mehr Geld = besseres Leben» aufzustellen. Dass diese Gleichungen aber nicht immer aufgehen, zeigt sich, wenn das MoneyMuseum die Themenkreise «Geld, Arbeit und Musse» genauer unter die Lupe nimmt.

Aufsteiger Arbeit: Von der Mühsal zum Lebenssinn

Will man dem Wesen einer Sache auf den Grund gehen, bringt einem der Wortsinn oft ganz nahe ans Ziel. Was hat es also etymologisch mit der Arbeit auf sich?

Im Altgriechischen wird Arbeit mit dem Wort *ponos* bezeichnet, und dieses ist verwandt mit der französischen *peine* und der deutschen *Pein*, welche «Mühsal», «Qual», «Leid» bedeutet. Der deutsche Begriff «Arbeit» leitet sich wahrscheinlich ab von indogermanisch *orbho*, d. h. «verwaist», «ein zu schwerer körperlicher Arbeit verdingtes Kind sein». Das englische *labour* sowie das italienische *lavoro* gehören zu lateinisch *labor*, was «Mühe», «Anstrengung», «Strapaze», «Beschwerde» bedeutet. Wen wundert's da, dass auch französisch *travail* und spanisch *trabajo* mit lateinisch *tripulare* (= quälen, peinigen) zusammenhängen?

Was die Etymologie zeigt – nämlich, dass Arbeit mühsam ist –, verkündet auch die Bibel. In der Schöpfungsgeschichte wird die Arbeit als Fluch zu den Menschen gesandt: Als Strafe für den Sündenfall muss der Mensch sein Brot im Schweisse seines Angesichts verdienen. Erst im Mittelalter verliert der Begriff seine negative Bewertung als Mühsal, Plage und Not und bedeutet jetzt schlicht «zweckgerichtete Beschäftigung». Heute ist es so weit, dass die Arbeit zum hauptsächlichen Identitätsstifter geworden ist, wie der Schweizer Schriftsteller Urs Widmer bemerkt: «Wir sind alle in einem Mass durch die Arbeit, die wir täglich tun, definiert, dass wir uns eine andere Selbstdefinition kaum vorstellen können. Ich bin, was ich arbeite.»

Absteiger Musse: Vom Sinn des Lebens zur Untugend

Etymologisch gehört Musse zur Wortgruppe «müssen/messen» und meint ursprünglich «Untätigkeit», «freie Zeit», «Gelegenheit, etwas tun zu können». Im Gegensatz zur Arbeit erlebt die Musse im Laufe der Zeit einen rasanten Abstieg. Vom höchst erstrebenswerten Gut der Antike

sinkt sie zum Laster nieder. Heisst es denn im Volksmund nicht schon lange: «Müssiggang ist aller Laster Anfang»?

Dabei war die Musse in der Antike noch ein gefeierter Star. Für die alten Griechen teilte sich das Leben noch nicht in Arbeitszeit und Freizeit, sondern in Musse und Unmusse. «Musse» heisst im Griechischen *schole*, und dies ist das Urwort für «Schule». Musse bei den Griechen, z. B. bei Aristoteles, hat eben viel mit der Bildung und Entwicklung der Persönlichkeit zu tun. Weil dies die edelste Aufgabe des Menschen ist, gehen die Griechen bei ihrer Zeitaufteilung von der Musse als wichtigstem Teil aus und benennen das, was wir heute als Arbeit bezeichnen, als «Un-Musse». In der Philosophie der Antike hat das kontemplative Leben eben einen absoluten Vorrang vor dem tätigen aktiven Leben. Nur in der Kontemplation, dem Zustand der inneren Ruhe könne der Mensch eins werden mit der Natur und dem Kosmos und dadurch in die Lage gelangen, die ewigen Wahrheiten zu erkennen. Unmusse, also Arbeit, gilt als etwas, was dem guten eigentlichen Leben im Wege steht.

Arbeit gehört dem Reich der Notwendigkeit an, nur im ersehnten Reich der Musse kann der Mensch sich in Freiheit selbst verwirklichen. Die niederen manuellen Tätigkeiten hingegen haben einen schlechten Ruf. Man sagt, sie verdürben den Charakter und stumpften den Geist ab. Deshalb überlässt man sie so viel als möglich den Sklaven, Frauen oder Ausländern.

Pech hat da, wer nicht zur Elite gehört und niemanden für die notwendigen Verrichtungen einspannen kann. Ein bewährtes Mittel, dem Zwang der ökonomischen Notwendigkeiten zu entkommen, ist schon zu dieser Zeit die Einschränkung der eigenen materiellen Bedürfnisse. Beispielsweise lebt der berühmte Philosoph Diogenes seinen Zeitgenossen ein freies Leben in der Askese vor, indem er fast ohne Kleider und Nahrung in einer Tonne haust.

Dass Unabhängigkeit in der Antike hoch eingeschätzt wird, zeigt sich jedoch auch darin, dass der freie Landwirt in der Gesellschaft einen höheren Status genießt als beispielsweise der Handwerker. Während der Landwirt nur auf die Gunst der Götter und des Wetters angewiesen ist, lebt der Handwerker in Abhängigkeit von seinem Auftraggeber. Sich für Geld zu verdingen, gilt als freiwillige Sklaverei. Deshalb standen die Lohnarbeiter noch tiefer im öffentlichen Ansehen als die Sklaven, die ja immerhin gezwungen waren zu arbeiten. Musse ist also das Privileg einer Elite, die aber im Gegenzug grosse geistige und künstlerische Leistungen und Entwicklungen möglich macht.

«Ora et labora»: Der Slogan des Mittelalters

Der Untergang des Römischen Reiches und die mit ihm einhergehende wirtschaftliche Katastrophe führen dazu, dass die müssiggängerische Oberschicht ihre Lebensgrundlage verliert. Auf die diesseitsbejahende Antike folgt eine auf das Jenseits gerichtete Zeit, in der die Menschen ihr Leben als irdisches Jammertal auffassen und die Arbeit als gerechte Strafe für die Sünden der Menschheit betrachten. Ja, im mönchischen Leben ist Arbeit die Bussübung par excellence. Immerhin stellt der heilige Benedikt von Nursia in seinem berühmten Motto «Ora et labora» (= Bete und arbeite) das Gebet noch vor die Arbeit.

Mit dem Aufschwung von Handel und Wirtschaft im späten Mittelalter bildet sich in den Städten eine hierarchisch geordnete und streng reglementierte Handwerkerschaft in Form von Zünften

heran, in der die Basis zu einer Identifikation mit der Arbeit gelegt wird. So wird es im 12. Jahrhundert Sitte, Nachnamen – z. B. «Müller», «Meier» oder «Schmid» – aus der Berufsbezeichnung abzuleiten. Die Zunftordnungen setzen sowohl die Löhne als auch die Preise der Werkstücke fest und ermöglichen so den Handwerkern ein gutes Auskommen und ein gemächliches Arbeiten.

Überhaupt lässt sich der Arbeitsrhythmus der vorindustriellen Zeit nicht mit dem vergleichen, was wir heute «Arbeit» nennen. Arbeitszeit und -rhythmus werden ganz von der Natur bestimmt. Im Sommer wird intensiv auf den Feldern gearbeitet, im Winter kann man sich ausruhen. Zudem ist der mittelalterliche Kalender voller Feiertage; in England soll zu jener Zeit jeder dritte Tag ein Feiertag gewesen sein. Ausserdem ist Reichtum im Mittelalter – im Sinne des Urchristentums – eher verpönt und Ausdruck einer sündigen Diesseitigkeit.

Von Luther zu Benjamin Franklin: Die Arbeit auf Siegeszug

Die Wende kommt mit dem Protestant Martin Luther und findet zunächst in der Sprache statt. Luther übersetzt nämlich die bisher vollkommen wertneutral als «Arbeit» bezeichneten Tätigkeiten als «Beruf». Dadurch verändert sich das Verständnis von Arbeit grundlegend. Eine Tätigkeit, die bis anhin sittlich so indifferent war wie etwa Essen oder Trinken, wird zur Berufung, zur heiligen, dem Menschen von Gott auferlegten Pflicht. Ja, für Luther ist der Mensch zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen. In diesem Licht wird das Lebensideal der Antike und auch noch des Mittelalters, der Müssiggang, zu Teufels Werk. Die Hausmagd, die Schüsseln wäscht und Böden schrubbt, weiss, dass ihre Arbeit Gott gefällt. Oder wie Luther sagt: «Müssiggang ist Sünde wider Gottes Gebot, der hier Arbeit befohlen hat.» Diente im Mittelalter noch die Askese des Mönchs als höchste Läuterung, schätzt man von nun die Pflichterfüllung – auch in weltlichen Tätigkeiten – als religiösen Inhalt ein. Für die Stellung der Arbeit auf der Werteskala hat dies einschneidende Folgen. Arbeit ist nun nicht mehr Zwang, sie adelt.

Puritaner: «Wir leben, um zu arbeiten»

Noch weiter in dieser Richtung fahren die Puritaner des 17. und 18. Jahrhunderts. Für sie gilt wirtschaftlicher Erfolg gar als Zeichen des Erwähltseins durch Gott. Paradoxerweise gehört es aber auch zur puritanischen Moral, dass man den erworbenen Reichtum nicht geniessen darf. Das wirtschaftliche Streben jedoch wird zum Selbstzweck des irdischen Lebens. «Man arbeitet – nach den Worten des Schriftstellers Richard Baxter – nicht allein, dass man lebt, sondern man lebt um der Arbeit willen.»

Der Politiker und Erfinder Benjamin Franklin bringt mit seinem berühmten Satz «Time is money» den Glauben der Puritaner an die unbedingte Strebsamkeit auf den Punkt. Und begründet dies so: «(...) wer täglich 10 Schillinge durch seine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag spazieren geht oder auf seinem Zimmer faulenz, der darf, auch wenn er nur 6 Pence für sein Vergnügen ausgibt, nicht dieses allein berechnen, er hat neben dem noch 5 Schillinge ausgegeben oder vielmehr weggeworfen. Vergeudet man Zeit im Wert von 5 Schillingen, so hätte man ebenso gut diese 5 Schillinge ins Meer werfen können.» Ja, dass Zeit Geld sei, diese Worte Benjamins Franklins verfolgen uns bis in die Arbeitswut und Rastlosigkeit unserer Gegenwart.

Die Aufklärung gibt dann der Arbeit eine zusätzliche Bedeutung, nämlich dass sie – neben Geld – auch Fortschritt, Vernunft, gesellschaftliches Glück und Glück des Einzelnen sei. Marx und Engels

z. B. kritisieren das geruhsame Leben des Adels, und in den Revolutionen von 1848 wird das Recht auf Arbeit im gleichen Zug mit den Menschenrechten eingefordert.

Die Hochschätzung und Aufwertung der Arbeit macht sie zum revolutionären Zündstoff. Wenn die Chancen des Individuums in der Gesellschaft nicht mehr von der hohen oder niederen Geburt abhängig sind, sondern wenn Leistung und Arbeit den Menschen weiterbringen, wird die bisher geltende Ordnung gesprengt. Erst jetzt wird es möglich, dass ein bürgerlicher Korse wie Napoleon Bonaparte durch Intelligenz und Tatkraft zum Kaiser von Frankreich wird – oder später ein Schauspieler wie Ronald Reagan amerikanischer Präsident. Und dass ein armes Waisenkind wie Charles Spencer Chaplin sich zum berühmten, auch finanziell erfolgreichen Filmstar emporarbeitet, der zuletzt sogar geadelt wird, wäre vormals ebenfalls undenkbar gewesen.

Der Fluch der Industrialisierung

Mit der Industrialisierung wird die Arbeit zunehmend brutaler. Landlos geworden aufgrund der Bevölkerungsexplosion, haben die Landflüchtigen keine andere Wahl, als in den Fabriken zu den unmenschlichen Bedingungen der Fabrikbesitzer zu arbeiten. Dank der Verbreitung des elektrischen Lichts kann nun rund um die Uhr gearbeitet werden. Und weil die Zeitmessung durch die Verbreitung der Uhr für alle verfügbar wird, löst eine objektive und kontinuierlich laufende Maschinenzeit das subjektive Zeitempfinden ab. Losgelöst vom Rhythmus der Natur gewinnt die Arbeit eine neue rastlose Qualität. Arbeit wird zu einer durch Geld entlohnten Zeit von einer definierten Dauer. Für viele Menschen sind 16 Stunden Arbeitszeit Alltag. In dieser Zeit findet auch die Spaltung der menschlichen Zeit in Arbeits- und Freizeit statt. Arbeit wird als Mittel zur Besserung der unteren Schichten angesehen. Sie wird zum Alleinheilmittel, zum Medium der Selbstverwirklichung, zum alleinigen Standard. Als Arbeit gilt im allgemeinen Verständnis aber nur eine Tätigkeit, für die man entlohnt wird.

So kommt es dazu, dass der Mensch sich rein über die Erwerbsarbeit und über das Geld, das sie einbringt, definiert. Diese Wertsetzung hat Folgen: Das Erwerbsstreben wird zum wichtigsten Trieb des Menschen. Wer erwerbslos wird, verliert seine Identität. Die höheren Kader z. B. verfallen der Arbeitssucht, weil nur noch Arbeit das Leben lebenswert erscheinen lässt. Und auch die Frauen drängen weg von Heim und Herd in die Arbeitswelt.

Welch ein Unterschied zu den Zeiten, als die Berner Aristokratin Madame de Meuron die jungen Männer, die ihr vorgestellt wurden, zu fragen pflegte: «Sit Er öpper oder nämed Er Lohn?» (= Seid Ihr jemand oder nehmt Ihr Lohn?)!

Mut zur Musse

So unaufhaltsam der Aufstieg der Arbeit vor sich geht, so hartnäckig gibt es auch immer wieder Revolten gegen die Überbewertung der Arbeit. 1883 z. B. veröffentlicht ausgerechnet der Schwiegersonn von Karl Marx, Paul Lafargue, eine Schrift mit dem Titel «Recht auf Faulheit», in der er die Arbeitssucht der Menschheit als geistige Verirrung anprangert. Dabei zitiert er Christus, der in der Bergpredigt sagt: «Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht und doch sage ich Euch, dass Salomo in all seiner Pracht nicht herrlicher gekleidet war.»

Auch die grossen Helden der Dichter wie Goethes «Werther» oder Thomas Manns «Hans Castorp» arbeiten nicht. Für Eichendorffs «Taugenichts» beginnt das Leben und auch das Glück an dem Tage, an dem ihn sein Vater als faulen Müssiggänger beschimpft und aus dem Haus wirft. Im Roman findet das wirkliche Leben ausserhalb der Arbeit statt. Die poetische Dimension des Lebens, die vielen Entwicklungsmöglichkeiten, die Intensität der Gefühle gehören nicht dem Arbeitsalltag an.

1968 kritisiert die Hippiebewegung das Leistungsdenken der Nachkriegsgesellschaft und setzt ihm Lebensfreude, Müssiggang und Blumenkinder entgegen. Ein Gegenbild, das bis heute in den Alternativbewegungen weiterlebt.

Gegen die Jahrtausendwende findet wieder ein Umdenken statt in Richtung Leistungsgesellschaft. Aber jetzt soll Arbeit neben Geldverdienen auch Spass machen. Rund um die Uhr beschäftigt zu sein, ist – wie im 19. Jahrhundert – wieder Statussymbol.

Und dann gibt es auch Bücher wie «Die Kunst weniger zu arbeiten» (Axel Braig und Ulrich Renz), Schriften wie «Mehr Mut zur Musse» (Klaus Bartels) oder Internetseiten wie www.otium-ev.de, wo wir Texte und Anregungen zu Musse und Müssiggang finden. Wobei Musse nicht nur Faulheit und Nichtstun bedeutet, sondern vor allem kreative und gemeinnützige Tätigkeiten meint.

Arbeit wird knapper

Was aber, wenn die Arbeit ausgeht? Wenn Technik und Fortschritt Arbeitsplätze verschwinden lassen? Gemäss den Wirtschafts- und Zukunftsforschern wird die Arbeit immer knapper werden. In Deutschland z.B. hat sich in den letzten 120 Jahren die Arbeitsproduktivität 17-fach erhöht. Ja, im Abnehmen der Arbeit drückt sich geradezu der Erfolg unseres Wirtschaftssystems aus, dessen innere Logik darauf hinzielt, durch technischen Fortschritt mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel zu produzieren. So kommen viele Menschen unverhofft zu mehr Zeit, was ihr Leben angenehmer machen könnte. Aber weil sie so aufs Arbeiten fixiert sind, wissen sie gar nicht, was sie mit der neuerhaltenen Musse anfangen sollen. Die deutsche Philosophin Hannah Arendt hat diese Situation schon 1958 in ihrem Buch «Vita activa» vorausgesehen und beschrieben. Sie bemerkt, dass sich die Fabriken in wenigen Jahren leeren werden, dass die Menschheit vom Joch der Arbeit befreit sein wird.

Die Erfüllung des uralten Menschheitstraums nach dem leichten, von Arbeit befreiten Leben, wie es für die wenigen Herrschenden früher eine Selbstverständlichkeit war, fällt aber unglücklicherweise in eine Zeit, in der die Verherrlichung der Arbeit seit dem 17. Jahrhundert die Gesellschaft in eine Arbeitsgesellschaft verwandelt hat, in der sich der Einzelne nur noch über seine Arbeit definieren kann. So schreibt Arendt: «Die Erfüllung des uralten Traums trifft, wie in der Erfüllung von Märchenwünschen, auf eine Konstellation, in der der erträumte Segen sich als Fluch auswirkt. Denn es ist ja eine Arbeitsgesellschaft, die von den Fesseln der Arbeit befreit werden soll, und diese Gesellschaft kennt kaum noch vom Hörensagen die höheren und sinnvollen Tätigkeiten, um deretwillen die Befreiung sich lohnen würde (...). Was uns bevorsteht ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?»

Weniger Arbeit, mehr Leben: Die Kunst des richtigen Masses

Immer wieder treffen wir auf erfolgreiche Berufsleute, die aussteigen. Da gibt es den Unternehmer und Manager, der rastlos arbeitet und seinem vollen Terminkalender nachrennen muss, vor lauter Arbeit die Begeisterung für seine Tätigkeit jedoch verloren hat. Er realisiert, dass er keine Zeit zum Leben mehr hat, keine Zeit für Spaziergänge mit seiner Frau, für die ersten Schritte seines zweiten Kindes. Er fühlt immer mehr, dass etwas nicht stimmt, dass er am wirklichen Leben vorbeilebt. Also schmeisst er den ganzen Bettel hin, verkauft seine Bude, bleibt zu Hause und erwartet das grosse Glück der Freiheit. Das allerdings lässt auf sich warten. Der Unternehmer fällt zunächst in ein Loch, er weiss nicht, wie er seine Zeit strukturieren soll, und kann vor lauter Möglichkeiten gar nichts anpacken. Er ist zur Musse gar nicht fähig.

Erst wenn es ihm gelingt, in seinem Alltag eine vernünftige, zu ihm passende Balance zu finden, wird er glücklich. Jetzt hat er eine Aufgabe, d. h. er arbeitet – aber nicht mehr rund um die Uhr und mit genügend Zeit für das Unvorhergesehene, das das Leben an ihn heranträgt. Er kann seinen Sohn zum Fussballtraining bringen und mit ihm über das letzte Meisterschaftsspiel fachsimpeln, er kann seine Tochter Vokabeln abfragen oder mit seinem Hund durch den Wald joggen. Er hat Zeit zu lesen, genügend Zeit für sich, um sich der Musse zu widmen. Er übt sich in der Kunst, so zu arbeiten, dass er sich die Musse verdient und daneben noch Zeit und Energie hat, die Musse sinnstiftend zu leben.

Kurz: Das richtige Mass zu finden, ein gesundes Gleichgewicht zwischen der Zeit, in der man das Notwendige verrichtet, und der Zeit, in der man sich dem Finden von Lebenssinn widmet, ist eine grosse Herausforderung im Leben jedes Menschen.

Der Tipp vom MoneyMuseums-Initiator

Machen Sie nur, was Ihnen Spass macht – und lassen Sie sich für das bezahlen! Als Mensch sind Sie ein soziales Wesen und leben in einer Gemeinschaft. Also ist Austausch mit andern für Sie der natürlichste aller Vorgänge. Ja, es ist geradezu zwingend, dass es im menschlichen «Rudel» Interaktionen geben muss. Fragen Sie sich nun, was für Fähigkeiten Sie haben und welche Bedürfnisse Ihrer Mitmenschen Sie mit diesen Fähigkeiten erfüllen können. Wenn Sie etwas tun, was Ihnen liegt und Freude macht, arbeiten Sie besser, und wenn Sie damit jemand anderem einen Dienst leisten, bekommen Sie sogar noch Geld dafür. Sie sind also auf dem besten Weg, ein grosses Kunststück zu vollbringen, nämlich die Gegensätze Arbeit und Musse zur Deckung zu bringen.

Ich z. B. liebe es, über Währungen, Währungsumbrüche, über gehandeltes Geld nachzudenken und zu sprechen. Es fasziniert mich ungemein, was hinter dem Geld steht, wie es sich in der Welt und durch die Geschichte bewegt. Treffe ich nun auf Menschen, die ein Bedürfnis nach Beratung in diesem Bereich haben, verbinde ich etwas, das ich mit Begeisterung tue, mit einer Tätigkeit, die den andern nützt und für die sie bereit sind, mich zu bezahlen. Oder nehmen Sie als Beispiel den «Seidenkönig» Andi Stutz aus Zürich. Im Film «Geld bewegt» bezeichnet er nur die zwei Stunden pro Woche, in denen er sich ärgert, als Arbeit. Den Rest seiner Tätigkeiten empfindet der Qualitäts- und Schönheitsfanatiker als Befriedigung seiner Lust am Schönen. Seine Arbeitszeit hat also – mit einer kleinen Ausnahme – die Qualität der Musse. Das Geld, das er dabei verdient, wirkt

auf ihn befreiend, weil er es nach Gutdünken investieren kann – in die eigene Firma, in sein Seidenspinnerrestaurant und in den eigenen Lebensgenuss.

Und wie es so geht, wenn man das tut, was einem Spass macht: Arbeitszeit und Musse decken sich fast ganz und das sind doch schöne Aussichten!

Quellen

Hannah Arendt: «Vita activa oder vom tätigen Leben», Piper 2001

Axel Braig, Ulrich Benz: «Die Kunst, weniger zu arbeiten», Argon Verlag GmbH, Berlin 2001

Paul Lafargue: «Das Recht auf Faulheit», Berlin 1991 oder unter www.wildcat-www.de/material/m003lafa.htm

Urs Widmer: «Das Geld, die Arbeit, die Angst und das Glück», Diogenes 2002

Du, Zeitschrift der Kultur, Heft Nr. 5 («Arbeit. Die Herausforderung. Die Chancen.»), Mai 1997

«Mehr Mut zur Musse», aus der Schriftenreihe der Vontobel Stiftung

Zahlreiche Artikel zum Thema gibt es auch unter www.otium-ev.de